

Soziologie für Alle

Podiumsdiskussion auf dem 39. DGS-Kongress in Göttingen*

Reiner Keller. Die Zeiten, in denen die westeuropäische Soziologie und auch die in Deutschland vom Schwung der politischen Aufbruchsstimmung der späten 1960er Jahre mitgetragen wurden und wie selbstverständlich als Bestandteil von Bildungsangeboten gelten konnten, sind lange vorbei. Das, was man gesellschaftliche Bildung nennen könnte – also eine gesellschaftswissenschaftlich informierte Bildung über soziale, respektive gesellschaftliche Mechanismen, Prozesse, Strukturbildung und Zusammenhänge – wird in den schulischen Curricula seit geraumer Zeit in den Hintergrund gerückt und durch individuumszentrierte Lehrinhalte ersetzt. Die Schülerinnen und Schüler werden als zukünftige unternehmerische und konsumistische Subjekte, als Rechtspersonen und als WahlbürgerInnen adressiert.

Die Podiumsdiskussion, die wir hier und heute führen möchten, adressiert Fragen nach der gesellschaftlichen Sichtbarkeit, Präsenz und Relevanz der Soziologie, die ja mittlerweile unter dem Stichwort *public sociology* häufig diskutiert wird. Unsere Diskussion soll diese Fragen mit dem besonderen Blick auf die schulische Bildung und die breitere massenmediale Öffentlichkeit und deren Zusammenhänge adressieren. Gehören gesellschaftliche Bildung und *public sociology* zusammen? Ist die *public sociology* bereits eine Soziologie für alle? Oder ist es eher so, dass *public sociology* zu einer Legitimationsstrategie wird, sich der Lehrerinnen- und Lehrerausbildung ganz zu

* Leicht gekürztes und redigiertes Transkript der Podiumsdiskussion vom 25. September 2018 auf dem Kongress der DGS in Göttingen. Organisiert und moderiert wurde die Veranstaltung von Reiner Keller, Professor für Soziologie an der Universität Augsburg, Vorstandsmitglied der DGS und seit 2015 Vorsitzender des DGS Ausschusses »Soziologie und Schule«. Basierend auf der Arbeit des Ausschusses initiierte die DGS in diesem Kontext den Aufruf »Soziologische Grundbildung für die Schule«.

entziehen? Ist eine »Soziologie für Alle« möglich und wünschenswert? Was spricht dafür, was dagegen? Wie kann die gesellschaftliche Nachfrage nach Soziologie eingeschätzt werden? Und wie kann ihr gegenübergetreten werden? Welche Angebote könnte eine »Soziologie für Alle« umfassen? Und wäre die schulische Bildung dafür ein guter Ort? Oder sperrt sich vielleicht der Fachjargon der Disziplin gegen eine Übersetzung? Und wenn ja, was wäre dagegen zu tun? – Soviel als einleitende Stichworte.

Ich möchte nun die Gäste auf dem Podium kurz in alphabetischer Reihenfolge vorstellen:

Professor *Heinz Bude* hat an der Universität Kassel den Lehrstuhl für Makrosoziologie inne. Zu seinen jüngeren Veröffentlichungen gehören »Adorno für Ruinenkinder – Eine Geschichte von 1968« (2018), »Das Gefühl der Welt« (2016) und »Die Gesellschaft der Angst« (2014).

André Kieserling, Universität Bielefeld, ist Professor für Allgemeine Soziologie und soziologische Theorie und beschäftigt sich in jüngerer Zeit vor allem im Rahmen eines langfristigen Forschungsprojektes mit der Edition von Niklas Luhmanns Nachlass. Er hat in vielfacher Hinsicht zu Fragen der Systemtheorie und der Interaktionsordnung aus systemtheoretischer Perspektive geschrieben.

Janna Tellemann ist Juniorprofessorin für Bildungssoziologie am Institut für Sozialwissenschaften der Universität Hildesheim und beschäftigt sich mit Bildungsungleichheit, Bildungspolitik, Migration, aber auch mit Methoden der empirischen Sozialforschung. Unter den laufenden Forschungsprojekten erwähne ich das Projekt SEPLIVES. In dem Projekt geht es um »Die strukturellen Bedingungen getrennter Schullaufbahnen: Eine kombinierte Perspektive auf ethnische Stratifizierung und Segregation im deutschen Sekundarschulbereich«.

Professor Dr. *Annette Treibel* von der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe ist Professorin für Soziologie und Leiterin des Instituts für Transdisziplinäre Sozialwissenschaft mit den Arbeitsschwerpunkten Soziologische Theorie, Migration und insbesondere Öffentliche Soziologie. Ich möchte zwei Publikationen von ihr erwähnen: »Integriert Euch! Plädoyer für ein selbstbewusstes Einwanderungsland« (2015) und »Für Öffentliche Soziologien – mit und ohne Burawoy« (2017).

Wir werden zunächst Eingangsstatements von allen Podiumsgästen hören, anschließend gibt es die Möglichkeit, innerhalb des Podiums darauf zu reagieren und in Diskussion zu kommen. Im Anschluss haben wir vor, die Diskussion auch mit Ihnen zu führen und das Podium für Fragen zu öffnen.

Janna Teltemann: Vielen Dank und guten Abend. Im Konzeptpapier wird eingangs gefragt: Wie steht es um unsere Anerkennung als Fach, wie sollten wir mit der Forderung nach *public sociology* umgehen? Ich denke nicht, dass wir uns so viel um unsere öffentliche Aufmerksamkeit und Anerkennung kümmern sollten. Das ist vielleicht unstrategisch, aber ich würde zunächst meinen, wir müssen uns nicht so viele Sorgen machen. Wir können uns auch darauf verlassen, dass wir viele Soziologinnen und Soziologen sind, die tagtäglich soziologische Arbeit verrichten, auch wenn das nicht immer unter dem offiziellen Label »Soziologie« stattfindet. Ich glaube nicht, dass es darum gehen sollte, die Influencerin unter den Wissenschaftsdisziplinen zu werden. Für mich stellt sich auch nicht so sehr die Frage, ob es eine *public sociology* oder noch andere Soziologien gibt. Die meisten von uns arbeiten an öffentlich finanzierten Forschungseinrichtungen und als solche sollten wir immer auch darüber nachdenken, inwieweit wir unsere Forschungsergebnisse zur Verfügung stellen können. Ich finde, da kann man auch gewisse Erwartungen formulieren. Ein Richtwert könnte lauten, jeder promovierte Soziologe/jede promovierte Soziologin an einer deutschen Forschungseinrichtung macht einmal im Jahr ein Angebot, das nicht nur der *scientific community* dient, sondern zum Beispiel eine *public science* Veranstaltung ist, oder schreibt für ein nichtwissenschaftliches Medium oder spricht vor anderem Publikum. Wenn das eine Regel wäre, dann würde relativ viel Soziologie nach außen getragen werden und mehr Anerkennung generieren.

Ich finde aber eine andere Frage wichtiger: Was passiert im Bildungssystem und insbesondere mit der Ausbildung der Lehrkräfte? Wenn wir uns Gedanken um unseren gesellschaftlichen Einfluss machen, oder wenn wir gerne mehr gesellschaftlichen Einfluss hätten, dann bietet die Lehrkräfteausbildung ein willkommenes Betätigungsfeld. Denn derzeit gibt es eine Menge Herausforderungen, die sich in unserem Bildungssystem stellen. Wir kennen die anhaltenden sozialen Disparitäten, Disparitäten zwischen Migranten und Nicht-Migranten, Stichworte wie Inklusion oder Bildungsarmut, das alles sind dringende Probleme. Wir als Soziologinnen und Soziologen wissen auch, was es für den Einzelnen bedeutet, von Bildungsarmut betroffen zu sein, oder was es für die Gesellschaft als Ganzes bedeutet, wenn die Bildungsintegration der Migranten nicht gelingt. Veränderungen, die im Bildungssystem passieren, sind ein Seismograph für die weitere gesellschaftliche Entwicklung, und wenn wir darauf Einfluss nehmen wollen, dann können wir das zum Beispiel über die Lehrkräftebildung tun. Wir müssen gar

nicht den Weg über Lobbyarbeit gehen und Soziologie als Schulfach einführen, sondern wir können einfach bei uns an den Hochschulen anfangen und dort unser Wissen anbieten.

Man könnte sich zum Beispiel anschauen, was in den Lehrveranstaltungen für die angehenden Lehrerinnen und Lehrer angeboten wird. Findet man da eine Veranstaltung, die einen als Soziologin oder Soziologen anspricht? Hat man das Gefühl, dass man dazu etwas sagen könnte? Dann könnte man den Kolleginnen oder Kollegen aus der Erziehungswissenschaft anbieten, einen Gastvortrag zu halten, und schon kommt man ins Gespräch über die Inhalte. Man wird feststellen, dass in der Lehrkräftebildung eine ganze Menge Fragen gestellt werden, auf die Soziologinnen und Soziologen Antworten haben. Ich glaube, dass das lohnend ist. Das ist auch eine Möglichkeit, um sich zu profilieren und zu zeigen, ich engagiere mich interdisziplinär und bringe mich mehr in die Lehrkräftebildung ein. Meine Erfahrung ist, dass da die Ohren und die Türen offen sind. Ich denke aber, dass wir das proaktiver anbieten und nicht darauf warten sollten, gefragt zu werden. Wir sollten uns nicht eitel um unsere Anerkennung sorgen, sondern einfach das wichtige Wissen anwenden und einbringen, das wir haben.

Annette Treibel: Guten Abend. Ich begrüße Sie alle herzlich und bedanke mich für die Einladung zu diesem Podium. Zunächst möchte ich erläutern, was ich unter der Titelfrage »Soziologie für Alle« verstehe. Zweitens halte ich bestimmte Unterscheidungen für notwendig, möchte auf konkrete Erfahrungen zu sprechen kommen und meine Position in diesem Zusammenhang erläutern. Schließen möchte ich drittens mit einem Appell.

Zu meinem ersten Punkt: Welche Soziologie und wer sind »Alle«? Unter Soziologie möchte ich im Folgenden jene Wissenschaft verstehen, die dazu einlädt, in anderer Weise, als alltägliche involvierte Blicke dies tun, auf sich und die gesellschaftliche Wirklichkeit zu schauen. Möglicherweise ist eine solche Soziologie besonders geeignet, auch Nicht-Soziologinnen und -Soziologen ein Angebot für einen Perspektivenwechsel zu machen.

Wer sollen »Alle« sein? Für mich sollen tatsächlich alle, jeder und jede, angesprochen sein. Ich möchte nicht von vornherein bestimmte Gruppen adressieren. Niemand ist ausgeschlossen. Soziologie hat für mich einen Öffentlichkeitsauftrag und ihre Angebote sind grundsätzlich offen für alle. Eine gewisse Neugier sollte vorhanden sein und die Bereitschaft, sich irritieren zu lassen. Wie eine ehemalige Studentin von mir es einmal ausdrückte: »Nichts von dem, was ich bisher geglaubt habe, stimmt noch!«

Zweitens gehe ich von folgenden Unterscheidungen, Erfahrungen und Positionen aus: Ich möchte Soziologie als interne und Soziologie als externe Veranstaltung unterscheiden. Selbstverständlich ist Soziologie als interne Veranstaltung unsere professionelle Basis und daher unverzichtbar. Wir brauchen Differenzierung, Spezialisierung, Fachzeitschriften, Kongresse, Auseinandersetzungen mit Fachpublikum – das ist unstrittig.

Soziologie als externe Veranstaltung, so meine These, verdient mehr professionelles Engagement, sonst ruht sie auf zu wenigen Schultern. Es gibt Platz für ganz unterschiedliche Aktivitäten im Sinne öffentlicher Soziologie – für das Feuilleton schreiben, Telefoninterviews geben, bei Bürgerforen mitwirken, mit zivilgesellschaftlichen Akteurinnen und Akteuren »experimentalistisch kollaborieren«, wie es eine Kollegin genannt hat, an der Hochschule Veranstaltungen für die städtische Öffentlichkeit durchführen, *science slams* organisieren, in Beiräten Expertise beisteuern, Blogs schreiben – der Phantasie sind da wenig Grenzen gesetzt. Praktizieren wir bewusst Mehrsprachigkeit: Soziologische Diktion in Fachtexten, allgemeinverständliche Diktion in weiteren Öffentlichkeiten.

Wenn ich Soziologie als interne und externe Veranstaltung unterscheide, so ist das keine Alternative, sondern es geht darum, das eine zu tun und das andere nicht zu lassen. Ich verstehe unsere Tätigkeit als Doppelauftrag, und es geht immer um Fachlichkeit.

Soziologie für die Schule, war die Frage, oder soziologisch informierte gesellschaftliche Bildung in der Lehrerinnen- und Lehrerbildung. Soziologie für die Schule im Sinne eines eigenen Unterrichtsfachs etablieren zu wollen, ist meines Erachtens unrealistisch. Auf die Machtkonflikte mit Wirtschaft, Psychologie und Politik werde ich an dieser Stelle nicht eingehen. Stattdessen sollten soziologische Inhalte in der Ausbildung von Lehrerinnen und Lehrern stärker platziert werden.

Ich selbst mache an meiner Hochschule derzeit sehr gute Erfahrungen mit einem Pflichtmodul zu Bildung und sozialer Ungleichheit, das ich seit mittlerweile drei Jahren durchführe. Ich versuche, mit den Studierenden eine soziologische Perspektive auf die Prozesse einzuüben, die für ihre spätere berufliche Praxis Relevanz haben. Im Abgleich mit ihren Vorverständnissen und in Auseinandersetzung mit soziologischen Befunden und Diskursen, zum Beispiel der Unterscheidung soziale Ungleichheit – soziale Ungerechtigkeit etc., erleben sich die Studierenden als handlungsfähig. Die klassische Rückmeldung lautet: »Ich hätte nie gedacht, dass mir ausgerechnet die Soziologie so viel für die Schule bringt.«

»Soziologie für Alle« zu betreiben, ist nach meiner Erfahrung und der von vielen Kolleginnen und Kollegen eine höchst voraussetzungs- und anspruchsvolle Tätigkeit. Man tut dies eben nicht nebenbei. Es kostet viel Zeit und manchmal auch Nerven. Man sollte sich nichts vormachen, in der Öffentlichkeit entkommt man dem Politischen nicht und muss eine grundlegende Entscheidung treffen: Sieht man sich im Sinne von Burawoy als Unterstützer sozialer Bewegungen und tritt mit einem gesellschaftskritischen Gestus auf? Platziert man sich eher liberal, was meine Präferenz wäre? Wie man sich auch äußert, man wird auf jeden Fall in Schubladen gesteckt. Es sind, so meine Erfahrung, nicht immer die selbstgewählten Schubladen. Damit muss man leben.

Drittens geht es mir schließlich um die programmatische Ebene. Ich möchte auf die Unterscheidung von innen und außen zurückkommen und dafür plädieren, eine Innen- und Außenpolitik bei diesem Thema zu formulieren. Ich finde, es könnte keinen besseren Zeitpunkt geben als jetzt: Die soziale Welt ist in heftiger Bewegung. Wenn wir unter den aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen keine *Außenpolitik der Soziologie* entwickeln, wann dann? Um von individuellen zu institutionellen Lösungen zu gelangen, so mein abschließender Appell, muss öffentliche Soziologie *Bestandteil unserer Fachkultur* werden. Wir sollten ein Forum entwickeln, in dem wir uns über Kriterien und Standards einer »Soziologie für Alle« verständigen können. Selbstverständlich wird und soll es weiterhin Kolleginnen und Kollegen geben, die besonders sichtbar sind. Ich begrüße dies auch, weil sonst vielleicht in Vergessenheit geraten wäre, dass Soziologie etwas ist, was Menschen als Beruf haben können. Es geht mir nicht um die heroischen Anstrengungen Einzelner, so wertvoll diese auch sein mögen. Mir geht es auch nicht darum, weitere Kolleginnen und Kollegen zu mehr öffentlicher Soziologie zu überreden, sondern darum, im Fach selbst Strukturen dafür zu schaffen: Was gibt es schon? Was wird im Sinne einer Außenpolitik gebraucht? Was würde mich interessieren? Dann wären wir, und damit möchte ich mit einem Augenzwinkern erst einmal schließen, in einem Zeitalter der »postheroischen öffentlichen Soziologie« angekommen.

Heinz Bude: Ich empfinde im Augenblick die gesellschaftliche Öffentlichkeit in soziologischer Hinsicht als außerordentlich deutungsbedürftig, und so wird mir das auch von vielen Seiten kommuniziert. Mit anderen Worten, Soziologie und soziologisch ausgebildete Personen sind gefragt. Man sagt mehr, fragen wir doch lieber die Historiker, fragen wir doch lieber die Ökonomen. Nein, die allermeisten wissen schon, was die Ökonomen oder die

Historiker sagen, sie wollen wissen, was die Soziologen zu bestimmten Themen zu sagen haben. Das hängt mit dem zusammen, was Sie, Frau Treibel, angesprochen haben. Wir haben Veränderungen in den gesellschaftlichen Lebensverhältnissen zu gegenwärtigen, die eine Reihe von Fragen aufwerfen. Was ist in Ostdeutschland los? Wieso kann man mit einer Politik der sozialen Spaltung heute politische Mehrheiten gewinnen? Was treibt die EU auseinander?

Dazu ist aber zweierlei nötig: Um soziologisches Wissen auch in der Schule richtig unterzubringen, brauchen wir eine gewisse zeitangemessene Konventionalisierung unseres Wissens. Wir sollten nicht anfangen, theoriealternative Wissensgenerierung zu betreiben, jedenfalls nicht in diesem Zusammenhang, sondern ein Grundverständnis darüber zu entwickeln, was wichtige soziologische Begriffe und Argumente sind, um unsere Zeit zu verstehen. Man muss schon etwas zu aktuellen Ereignissen sagen, aber es darf nicht ein in bestimmte Fachdebatten sich verwinkelndes soziologisches Wissen sein.

Der zweite Punkt, den ich zu bedenken geben möchte: Man darf sich ruhig mal die UN-Millenniumsziele anschauen. Der digitale Wandel, der Klimawandel, der Wandel in den demografischen Verhältnissen und natürlich der Wandel von Ungleichheit im Zuge von Migration. Das sind riesige Themen, die auf der Millenniums-Charta stehen. Dazu hat die Soziologie etwas zu sagen, dazu sollten wir auch etwas zu sagen haben.

Wichtig ist, und das ist mein letzter Punkt, wir dürfen das soziologische Wissen nicht als ein rein wertneutrales Wissen verkaufen. Was Helmut Schelsky die »indirekte Ethik des soziologischen Wissens« genannt hat, ist wichtig. Soziologisches Wissen ist nicht reines Beschreibungswissen ohne bestimmte indirekte, normative Implikationen. Allein schon in dem Ungleichheitsbegriff steckt das drin – Frau Treibel hat es auch schon gesagt –, welche Ungleichheit ungerecht und welche gerecht ist oder als ungerecht oder gerecht empfunden wird. Das ist eine normativ relevante Überlegung. Wir sollten ein soziologisches Wissen parat haben, das in einer indirekten Weise für solche normativen Anfragen an die Soziologie offen ist.

Um das unterzubringen, spielen die beiden Ebenen eine Rolle, die Sie auch schon genannt haben: Wir müssen uns wie seit Durkheims Zeiten im Klaren darüber sein, dass wir uns als Soziologie im nennenswerten Umfang nur über die Lehrerinnen- und Lehrerausbildung an den Universitäten halten können. So machen wir uns als Fach für andere Fächer unverzichtbar. Wir

klären, wie Bildung in der Gesellschaft verstanden wird, wie liefern die Methoden für die empirische Bildungsforschung, wir können Auskunft über einen disziplinübergreifenden Bildungsbegriff geben.

Soziologie ist aber auch wichtig als Orientierungswissen für die Schülerinnen und Schüler oder für Personen in Ausbildung, wie man heute besser sagen sollte. Es ist ein wesentliches Orientierungswissen, das von der Heranwachsenden auch nachgefragt wird. Es ist nicht so, dass wir denen etwas aufdrängen. Es ist jedoch wichtig, dass man das soziologische Wissen in vorsichtiger Verallgemeinerung vorbringt, in vorsichtiger Bezugnahme auf Alltagsbegebenheiten, in vorsichtiger Abstraktion in Modellen. Wir machen ein Angebot zum Verständnis unserer Welt. Wir wissen es nicht besser, wir vertreten aber eine Perspektive, die Verbesserungen erkennbar macht.

Der Charme des soziologischen Wissens kann darin bestehen, dass es in persönlichen Fragen allgemeine Probleme entdeckt und den Einzelnen so verständlich macht, dass sie mit ihren Fragen an die Welt nicht alleine sind.

André Kieserling: Mir hat in dem Einleitungspapier zu unserer Diskussion eine Überlegung sehr gut gefallen, der zufolge die Soziologen den Praxisbezug ihres Faches möglicherweise viel zu oft und viel zu lange im Daumendrücken für Protestbewegungen gesehen haben. Das funktionale Äquivalent dazu wäre, wenn man von der Politikberatung hier einmal absieht, eine stärkere Beteiligung an der Ausbildung der Lehrer – und ich würde darüber hinaus sagen: an der Ausbildung aller Professionen. Diese Idee hat natürlich, wie alle guten Ideen, eine Geschichte des Scheiterns hinter sich. Der letzte Großversuch in diese Richtung wurde im Anschluss an die 68er Bewegung unternommen. Damals wurde allerdings zwischen Protestbewegung und Professionsausbildung nicht recht unterschieden. Die Professionen sollten vielmehr für den Marsch durch die Institutionen ausgebildet werden, und damit kamen ideologische Engführungen ins Spiel, die der Reformidee viele an sich unnötige Gegner beschert haben.

Immerhin stammt aus dieser Zeit auch eine Reihe von heute noch lesbaren Kommentaren zum Thema, darunter auch ein Text von Niklas Luhmann über die Lehrerausbildung, auf den ich mich im Folgenden beziehe. Der Grundgedanke geht von der These aus, dass es keine für professionelle Arbeit adäquate Technologie gibt und dass diese Arbeit daher in jedem Falle, und so auch in dem der Lehrer, durch ein hohes Maß an strukturell bedingten, also unvermeidlichen und nicht vorwerfbaren Misserfolgen gekennzeichnet ist. Der Beitrag der Soziologie könnte darin bestehen, die Lehrer über die dafür bestehenden Gründe aufzuklären und sie vor allem mit den

kognitiven Ressourcen auszurüsten, die sie brauchen, um auf Enttäuschungen situationsgerecht und resignationsfrei reagieren zu können. »Lehrer«, so heißt es in dem letzten Text, den Luhmann über diese Profession geschrieben hat, »Lehrer brauchen nicht nur Mut, sondern auch Gleichmut«.

Die Sozialisationsprozesse des professionellen Praktikers hat man immer schon als *training for uncertainty* beschrieben, um es mit einer Formulierung von Renée Fox zu sagen, die dabei vor allem Mediziner vor Augen hatte. Die Soziologie könnte dieses Motto auch in das Curriculum, also in die Ausbildung im engeren Sinne einbringen.

Es gibt allerdings ein Problem und das will ich abschließend benennen. Dieses Problem ist so groß, dass ich an der Realisierbarkeit dieses Vorschlages sehr ernsthaft zweifle: Es scheint mir ganz sicher zu sein, dass wir keinem künftigen Lehrer einen Gefallen tun, wenn wir ihm mit unseren Erkenntnis-Instrumenten kommen. Diesen Leuten ist mit avanciertem Theoriewissen oder raffinierten Methodenkenntnissen nicht gedient, denn die wollen ja nicht forschen, sondern *the complexities of the classroom* überleben, und dafür braucht man kein besonders raffiniertes Theoriewissen und keine forcierte Methodenkenntnis. Das bedeutet praktisch, dass ein solcher Unterricht von der allseits geschätzten Einheit von Forschung und Lehre abweichen müsste. Das wäre eine Art gehobener Schulunterricht und müsste es auch sein, wenn er sich nicht um seine eigene Funktion bringen soll. Darin liegt ein Hauptmotiv des zu erwartenden Widerstands von Soziologen gegen dieses an sich sinnvolle Projekt.

Annette Treibel: Ich möchte direkt bei Ihnen anknüpfen, Herr Kieserling, was die Unterrichtbarkeit oder Lehrbarkeit von Soziologie in der Lehramtsausbildung oder in der Professionsausbildung weiterer Berufe betrifft. Ich denke, dass das doch einfacher ist, als Sie es jetzt skeptisch beschrieben haben. Ich möchte auch noch einmal auf Herrn Bude eingehen, wonach soziologisches Wissen eine Art Orientierungswissen für Schülerinnen und Schüler sein soll.

Nach meiner Erfahrung in der Lehramtsausbildung an einer Pädagogischen Hochschule erleben wir eine sehr politisierte Zeit, eine sehr große Diskussionsfreude. Ich muss dieses Wissen gar nicht in die Ausbildung tragen, sondern es gibt von Seiten der Studierenden ein Bedürfnis nach Auseinandersetzung, ein Bedürfnis nach konfliktreicher Argumentation, gleichgültig, ob es zu Migration oder Gender ist. Ich habe das Glück, dass beides meine eigenen Schwerpunkte sind.

Man sollte mit einer Grundbegrifflichkeit soziologischen Wissens und mit einem Hinweis darauf, dass es in der Soziologie eine riesige Debatte zu bestimmten Themen gibt, ein Forum bieten, um zukünftigen Lehrern und Lehrerinnen ein Instrumentarium an die Hand zu geben, sich diesen gesellschaftlichen Prozessen souveräner und kompetenter zu nähern und auch die eigene Rolle darin zu reflektieren. Das kann man mit Etablierten-Außenseiter-Figurationen von Elias gut machen. Wenn ich mit Studierenden über Situationen diskutiere, mit denen sie selbst zu tun haben werden, wenn sie selber Mitglied eines Lehrerinnen- und Lehrerkollegiums sein werden, dann bietet es sich sehr an, alltagstherapeutisch darüber nachzudenken, wie man sich als junge, neue Lehrkraft in einem solchen Kollegium benimmt. Wenn man aus dem Referendariat kommt, empfiehlt es sich nicht, den älteren Kolleginnen und Kollegen jetzt mal zu zeigen, wie es geht, weil man das gerade neu gelernt hat, sondern es empfiehlt sich, vielleicht erstmal anzuschauen, wie der Laden läuft und was auch die älteren, erfahreneren Kollegen mitzuteilen haben.

Wir sind auch als Fach stärker gefragt, uns mit der veränderten Lehrerinnen- und Lehrerrolle auseinanderzusetzen und dies in den Debatten anzubieten. Die Lehrerinnen und Lehrer wissen viel über ADHS, aber über gesellschaftliche Konfliktlagen haben sie bisher relativ wenig erfahren, und da sind wir gefragt.

André Kieserling: Ich bin mir nicht sicher, liebe Frau Treibel, ob wir nicht aneinander vorbeireden. Ich stelle mir unter der Mitwirkung an einer Lehrerausbildung eine Mitwirkung an der Ausbildung *aller* Schulfächer vor. Das bedeutet, dass das dafür sinnvolle soziologische Wissen auf das konzentriert sein müsste, was wir spezifisch über Erziehung, über Schulen als Organisationen, über Schulstunden als Interaktionen, über den Lehrberuf als Profession sagen können. Wir könnten also, wenn wir uns in dieser Weise engagieren, nicht einfach unsere jeweiligen Lieblingsthemen behandeln. Themen wie Migration oder Gender gehören nach meinem Dafürhalten in die Ausbildung für Sozialkundelehrer. Den Mathematik- oder Biologielehrer sollten wir damit nicht strapazieren.

In dieser Konsequenz für die Themenwahl wird ein weiteres Problem deutlich, auf das dieser Vorschlag stoßen würde, wenn man ihn ernst nähme. Es liegt darin, dass der Themenkreis von Sozialisation und Erziehung zu Verlierern der jüngeren Fachgeschichte gehört. Es sind eigentlich nur noch die Ungleichheitsforscher, die sich dafür interessieren, und dann natürlich unter viel zu engen Gesichtspunkten.

Heinz Bude: Lieber André Kieserling, wir dürfen aber nicht sagen, wir machen jetzt Soziologie als Einübung in Gleichmut. Man könnte bei Ihnen heraushören: Bei uns lernt man Gleichmut ...

André Kieserling: Ja, und sofern die Alternative zu Gleichmut in Resignation oder Hysterie liegt, scheint mir das auch sinnvoll zu sein, nicht natürlich, wenn Ihnen als Alternative so etwas wie Mut vorschwebt.

Heinz Bude: Ich frage mich nur, wie verkauft man das, was wir wissen? Ich glaube, es wäre keine gute Verkaufsstrategie, wenn man sagen würde, bei uns lernt ihr so ein bisschen Gleichmut. Richtig ist, dass alle Professionen, die mit Menschen zu tun haben, eine hohe Chance des Scheiterns haben. Professionstheorien sind ein Versuch, diese Chance des Scheiterns zu erklären. Soweit sind wir uns einig. Wir sind uns auch über das einig, was ich mit einer kompakten Konventionalisierung des Wissens unseres Faches beschrieben habe.

Dabei ist ein Fach meiner Ansicht nach nur dann als Disziplin konstituiert, wenn es ein konventionelles Wissen dieses Faches gibt. Die Ökonomen können das relativ gut benennen. Es gibt ein paar ganz konventionelle Dinge, die man als Ökonom wissen muss. Das muss man auch in der Soziologie sagen können. Die und die Dinge sind wichtig und die wollen wir auch als Grundelemente eines soziologischen Begreifens von Wirklichkeit weitergeben.

Mir ist aber noch ein Punkt wichtig. Wolfgang Bonß, Ulrich Beck und andere haben mal ein von der DFG-gefördertes Schwerpunktprogramm über Verwendungszusammenhänge soziologischen Wissens in Gang gesetzt. Das Projekt hatte ein Ergebnis: Soziologisches Wissen ist dann in der Gesellschaft angekommen, wenn es erfolgreich verschwunden ist. Wenn man also den Anfang des soziologischen Wissens nicht mehr weiß, und es in das allgemeine Weltwissen gesickert ist.

Das ist allerdings zugleich ein Problem, denn Studierende haben in der Regel eine soziologische Vorbildung. Wenn ich das Kevin-Beispiel in der Vorlesung bringe, dann wissen alle, was damit gemeint ist, und ich muss nachfragen: »Glauben Sie das eigentlich wirklich? Glauben Sie wirklich, dass das so einfach ist, wenn eine Lehrperson einen Kevin und einen Jakob in der Klasse hat, der Kevin soll auf die Realschule und der Jakob aufs Gymnasium kommen?« Nein, das glauben die Studenten dann auch nicht, und ich frage weiter, was sie denn dann glauben und worüber sie gelacht haben. Was ist das Kevin-Lachen eigentlich? Das heißt, man muss ab und zu das

im Alltagswissen verschwundene soziologische Wissen soziologisch ansprechen, damit es wieder als Begreifen der Wirklichkeit deutlich wird.

Mit anderen Worten, es gibt auch ein anderes soziologisches Wissen im Alltagswissen, das vermeintlich Plausibilitäten schafft, das aber hinterfragt werden muss. Was heißt denn eigentlich Sozialisation? Was ist der Unterschied zwischen Sozialisation und Erziehung?

Wir müssen während der Ausbildung auch immer wieder in der Lage sein, Rätsel mit unseren Begriffen zu konstruieren, damit unser Wissen als eine Idee des Lösens dieser Rätsel deutlich wird.

Janna Teltemann: Ich finde die Beiträge sehr spannend und bin sehr dankbar dafür, vor allem für die Idee des Kanons, um ein Instrumentarium mit den Inhalten zu haben, die wir vermitteln wollen. Diese Aufgabe ist schon schwierig genug. Ich finde auch den Hinweis gut, dass wir in der Lehrkräftebildung von unserer forschungsorientierten Lehre ein Stück weit wegkommen und einen »gehobenen Schulunterricht« praktizieren müssen.

Ich sehe noch ein anderes Problem: Wir erleben, dass die angehenden »Lehrämter« erstmal gar nicht wissen, was sie von uns als Soziologen haben. Die sind nicht unbedingt daran interessiert, Soziologie zu lernen. Sie sind vor allem daran interessiert, Praxiswissen zu erwerben. Wir müssen ihnen vermitteln, dass man mit Praxiswissen allein nicht weiterkommt und das bestimmtes Praxiswissen eher zum Scheitern verurteilt ist.

Dann möchte ich noch den kleinen Hinweis geben, dass auch die Mathelehrer etwas über Migration wissen müssen. Die Heterogenität der Schülerschaft ist ja eine der drängendsten Herausforderungen derzeit. In den letzten Jahren wurde in der Lehrerbildung immer von Internationalisierung gesprochen. Aber es ist eine Illusion zu glauben, dass man durch Auslandserfahrung – weil man einmal ein Erasmus-Semester gemacht hat – plötzlich weiß, was es heißt zu migrieren und sich integrieren zu müssen. Vor allem vor diesem Hintergrund würde ich sagen, dass soziologisches Wissen für alle Lehrkräfte wichtig ist.

Reiner Keller: Das klingt, als hätten Sie regelmäßig Erfahrung mit dem, was wir hier als ein Projekt besprechen?

Janna Teltemann: Bei uns in Hildesheim ist es so, dass wir keinen grundständigen Studiengang Soziologie oder Sozialwissenschaften haben. Wir haben nur »Lehrämter«, die einen Wahlpflichtbereich haben, in dem sie zwischen Soziologie, Philosophie und Politikwissenschaft entscheiden können. Die meisten interessieren sich für die Soziologie.

Heinz Bude: Bei uns ist es verpflichtend. Alle, die in Kassel Lehramt studieren, müssen durch meine Vorlesung. *(Gelächter)*

Reiner Keller: Und was vermitteln Sie da?

Heinz Bude: Der Kern, den ich versuche zu vermitteln, ist die Frage, in welcher Gesellschaft wir eigentlich leben. Da ist Ungleichheit ein wichtiger Punkt, Migration gehört dazu, Macht und Herrschaft ist ein drittes Gebiet. Das ist eigentlich ein Durchdeklinieren, aber immer auf den Punkt: Wie lautet die analytische Grundidee?

André Kieserling: Aber welches von den vielen soziologisch sinnvollen Themen ist für einen Lehrer überhaupt relevant? In welcher Perspektive, Dosierung, analytischen Feinheit könnte er damit etwas anfangen? Ich glaube, wenn wir ihm erzählen, welche Zeitdiagnosen wir befürworten, dann geben wir ihm etwas, womit er nichts anfangen kann – außer beim Lesen von Zeitungen, aus denen die Zeitdiagnosen ja meistens stammen und für die sie verfasst werden. Dann versteht er die Zeitung besser, aber nicht seine eigene Berufswelt. Auch hier haben wir also sehr verschiedene Auffassungen, aber es soll ja auch eine Diskussion sein. *(Gelächter)*

Heinz Bude: Das mit dem Zeitungslesen ist schon ein Problem. Die lesen ja keine Zeitung mehr. Mit der Zeitung kommt man da gar nicht weiter. Die wissen gar nicht, was die Frankfurter Allgemeine Zeitung ist.

André Kieserling: Jürgen Kaube und ich hatten vor Jahren einmal einen Kurs für die Studienstiftung zum Thema Massenmedien, und am vierten Tag ging an Herrn Kaube die Frage: »Wie oft erscheint eigentlich so eine Tageszeitung?« *(Gelächter)*

Janna Teltemann: Wenn es um die Frage geht, was für Themen vermittelt werden, sind das bei uns bestimmte Pflicht-Module wie zum Beispiel Sozialstrukturanalyse. Dann versuchen wir zu überlegen, wie könnte eine Sozialstrukturanalyse aussehen, die an die Relevanzstruktur der angehenden Lehrerinnen und Lehrer anknüpfen kann.

Ich versuche, Integration und Migration in Form einer Sozialstrukturanalyse zu unterrichten, oder Theorien der Integration zu vermitteln und zu überlegen: Was heißt Integration? Wann ist sie erreicht? Wie kann man sie messen? Ich möchte Hintergrundwissen für die angehenden Lehrerinnen

und Lehrer vermitteln, damit sie vor einer Klasse mit vielen Migranten wissen, was es bedeutet zu migrieren und warum jemand migriert. Man muss sich Themen überlegen, die an praxisorientierte Fragen anknüpfen.

Annette Treibel: Ich arbeite gern mit dem Prinzip Schock, also damit, die Studierenden zu schockieren. In der Veranstaltung, in der es um den berühmten Migrationshintergrund geht, besteht der Schock darin, dass Studierende, deren Eltern aus Österreich eingewandert sind, feststellen, dass sie auch zu dieser Gruppe gehören. Sie dachten immer, das sind die anderen mit den türkischen Namen oder mit marokkanischen Migrationsbiografien. Die Diskussionen, die da entstehen, sind wirklich ganz phantastisch und zeigen, wie einseitig die Thematik Migration bei Studierenden rezipiert wird, obwohl sie denken, sie seien eigentlich ganz gut informiert. Sie sind eben teilinformiert.

Wenn ich diese Veranstaltung Revue passieren lasse, ist das wirklich sehr aufschlussreich. Es geht nicht um den Bereich Sozialkundeunterricht, sondern es geht um den Bereich Bildungswissenschaften. Da geht es dann zum Beispiel um Fragen wie »Sind Jungen das benachteiligte Geschlecht in Bildungsverläufen?« oder die Frage von sozialer Ungleichheit und sozialer Ungerechtigkeit.

Es kann sein, dass die Studierenden keine Zeitung lesen, aber sie versuchen, sich zu informieren. Zum Beispiel schauen sie sich das Video des Kollegen Bude der Baden-Badener Gespräche über globale Ungleichheit an, stöhnen hinterher ein wenig über die Länge, sind aber durchaus interessiert.

Heinz Bude: Das finde ich gut.

Annette Treibel: Finde ich auch. Es geht nicht darum, das Wissen heranzutragen, sondern in die Auseinandersetzung zu gehen. Die Informiertheit der Studierenden und der zukünftigen Lehrerinnen und Lehrer über gesellschaftliche Konflikte ist vorhanden, und sie sind sehr dankbar, wenn sie ein Instrumentarium bekommen, um sich qualifizierter – an der Stelle möchte ich es dann doch bewerten – auseinanderzusetzen.

Heinz Bude: Das ist der interessante Punkt. Bourdieumäßig gesprochen: Müssen wir diese Doxa des Alltagswissens brechen oder kann man damit anders umgehen? Die Doxa brechen, wäre mir zu viel. Brechen ist mir zu direktiv im Sinne von: Wir haben jetzt das richtige Wissen. Ich würde eher sagen, dass es die Orientierungen und das Wissen der Lehramtsstudierenden über die soziale Welt oder auch über die gesellschaftliche Welt, in der die Leute leben, nochmal

in eine Reflexionsschleife holt – mehr nicht. Nicht richtigstellen, nicht vervollständigen, das wäre mir alles zu viel. Ich wäre schon sehr zufrieden, wenn ich eine Reflexionsschleife hinbekomme, so dass man weiß, was man weiß – mehr gar nicht.

Reiner Keller: Ich möchte Ihnen jetzt die Gelegenheit geben, sich einzumischen, wenn Sie Beiträge oder Fragen an uns hier auf dem Podium haben.

Frage aus dem Publikum: Ich habe eine Frage an Herrn Bude und Frau Teltemann. Sind in Ihrer Vorlesung nur Lehrer? Hier in Göttingen sind in der Sozialstrukturanalyse sowohl Lehrer als auch Soziologen zu finden. Würden Sie die Sozialstrukturanalyse anders lehren, wenn nur Lehrer die Veranstaltung besuchen würden? Und wenn ja, wie würden sich die beiden Formate unterscheiden?

Janna Teltemann: Ich kann Ihre Frage gar nicht vollständig beantworten, denn wir haben gar keine »echten« Soziologinnen und Soziologen in Hildesheim. Es ist schon so, dass wir ein Sozialstrukturanalyseangebot schaffen wollen, das für Lehrkräfte interessant ist, sie abholt und ihnen etwas mitgibt, das sie dann vielleicht wichtig finden oder ihnen hilft. Es ist auf jeden Fall ein anderes Programm als eine Sozialstrukturanalyseausbildung in einem vollwertigen Soziologiestudium. Es sind angewandte Seminare, die sich mit einem Teilausschnitt von Sozialstrukturanalyse beschäftigen. Das Angebot ist aber nicht in Stein gemeißelt. Der Kanon wird immer von denjenigen kreiert, die gerade die Lehre leisten und sich austauschen. Da gibt es kein festes Curriculum, das von der DGS, den Universitäten oder der KMK zur Verfügung gestellt würde.

Heinz Bude: Bei mir ist es genau wie hier in Göttingen, da sind auch Bachelorstudierende in der Veranstaltung, und ich versuche immer zumindest zweigleisig zu fahren, sodass diejenigen, die Soziologie im Hauptfach studieren auch etwas davon haben. Es ist mein Ziel, dass von jeder Vorlesung irgendetwas bleibt, dass wiedererzählbar ist. Es muss also immer ein Wiedererzählbarkeitseffekt drin sein.

Das nächste Element, das ich beherzige, ist Redundanz. Man muss Dinge, die man sich für eine Veranstaltung vorgenommen hat, immer in anderen Worten wiederholen. Ohne Redundanz geht es nicht. Und Sie müssen auch immer Irritationen einbauen. Diese strategische Unverständlichkeit ist dann ein Trick. Warum ist das für alle interessant? Weil die Fragen immer elemen-

tarisiert werden. Die Grundidee ist, was unterscheidet interindividuelle Ungleichheit von sozialer Ungleichheit? Das ist eine ganz elementare Frage. Die ist für die Lehramtsstudierenden interessant, aber auch für Hauptfachstudierende.

Reiner Keller: Meine Erfahrung sind Spannungen zwischen beiden Gruppen, was sich dann auch in wechselseitigen Attacken ausdrückt. Die einen klagen über die anderen. Wenn es gelingt, das zu integrieren, ist das sehr schön. Es ist allerdings eine Frage der Ressourcen, spezialisierte Angebote machen zu können.

Anmerkung aus dem Publikum: Ich habe immer ein Problem mit dem Studenten-Bashing, dass sie keine Zeitung lesen etc. Das sind Zuschreibungen, bei denen ich sagen würde: naja ...

Die zweite Anmerkung, die ich machen möchte, ist, dass sich die Soziologie in den letzten 20 Jahren aus der Lehrerbildung zurückgezogen und oft ihre Chance nicht genutzt hat. So hat man das Feld der sozialwissenschaftlichen Lehrerbildung kampflos den Erziehungswissenschaften überlassen, die den Studenten dann einen halbverdauten Bourdieu beibringen. Ich würde sagen, das sollte die Soziologie selbst machen und nicht Erziehungswissenschaftler, die keine Pädagogen sein wollen, sondern Halbsoziologen.

Meine dritte Bemerkung: Ich habe mich gewundert, Herr Bude, dass Sie Frau Treibel unterbrochen haben, und warum man die Studierenden nicht schockieren soll. Die Studierenden haben doch relativ klare Vorstellungen davon, wie die Gesellschaft ist, in der sie leben, wie das funktioniert und was da gut und falsch ist. Darin stecken mengenweise Vorurteile, Stereotype, diskriminierende Bilder, und es ist der Job der akademischen Lehre, diese zu brechen. Wir wissen doch empirisch genau, dass Stereotype von Lehrern über Menschen mit Migrationshintergrund zur Reproduktion von Bildungsungleichheiten beitragen, indem sie systematisch die Leistungspotenziale der anderen überschätzen. Der Ansatz, dass man den Studenten nicht zu sagen hat, was wahr und was falsch ist, ist mir viel zu defensiv, weil die falschen, unvollständigen, undifferenzierten und uninformierten Gesellschaftsbilder künftiger Lehrerinnen und Lehrer praxisrelevant sind für ihr pädagogisches Handeln. Unser Job ist es zu irritieren.

Heinz Bude: Einspruch, Euer Ehren. Ich bin kein Anhänger von Sokrates. Ich mag das nicht, nach dem Motto: Sag mir doch mal, was Du meinst, und dann zeige ich Dir, wie dumm Du bist. Das ist doch das Brechen. Das gefällt mir ganz und gar nicht, weil es keinen *Prozess* der Bewusstseinswerdung impliziert.

Es gibt diesen Reflexivitätsprozess, wie man eigentlich Dinge, die man für richtig hält, in die Schwebelage bringt, damit sie an der Wirklichkeit korrigierfähig werden. Das ist total kompliziert. Ich glaube nicht, dass das durch Brechen von Vorurteilen geht. Ich glaube, dass das der falsche Weg ist.

Annette Treibel: Als integrative Person möchte ich das gern mit dem Prinzip Schock verzahnen. Dieser Schock, dass man selbst einen Migrationshintergrund hat, ist dann genau die Erzählung, die zu dieser Lehrveranstaltung kolportiert wird: Stell Dir vor, ich habe einen Migrationshintergrund.

Frage aus dem Publikum: In der Diskussion um eine »Soziologie für Alle« sind Sie sich ja höchstens uneinig über den Modus und nicht über das Ob. Sie stellen also die »Soziologie für Alle« nicht in Frage. Ich frage mich, ob Sie damit die soziologische Community repräsentieren. Ich bin nicht sicher, ob das in der Soziologie überhaupt gewünscht ist. Wenn Soziologie in den Medien oder im Schulunterricht stattfindet, besteht die Gefahr der Trivialisierung des Faches, dass sie zum Populärwissenschaftlichen verkommt und, dass man das Gegenteil von dem erreicht, was man eigentlich möchte, nämlich die Soziologie zu legitimieren. Ich würde gerne wissen, ob Sie das auch so sehen, dass es in der soziologischen Community nicht unbedingt ein Interesse gibt, die Soziologie zu öffnen.

André Kieserling: Ihr Einwand hängt ein wenig damit zusammen, dass wir hier über viele Themen gleichzeitig und undifferenziert diskutieren. Wenn man sagt, die Soziologen sollten sich an der Lehramtsausbildung beteiligen, was ich zum Beispiel gut fände, dann ist das nicht zwingend ein Plädoyer dafür, eine »Soziologie für Alle« zu machen. Ich persönlich würde mir zum Beispiel rein gar nichts davon versprechen, in den Massenmedien oder gar in der Talkshow die gesellschaftliche Lage zu kommentieren oder irgendwelche Zeitdiagnosen zu formulieren, weil ich in der Öffentlichkeit, eingeschlossen die bessere Feuilleton-Öffentlichkeit, zunächst einmal nur einen riesigen Zensurmechanismus sehe, der einen auf jene Alltagsplausibilität zurückwirft, von der man als Wissenschaftler doch gerade loskommen will. Aber das wird sicher schon in dieser Runde auf Widerspruch stoßen, und erst recht so im Fach. Wenn man genauer zusieht, sind wir uns also gar nicht so einig, wie es bei Ihnen anklingt.

Anmerkung aus dem Publikuum: In Ihrer Diskussion kommt zu kurz, dass der Sowi-Unterricht an den Schulen nicht unbedingt erwünscht ist. Der Sowi-Unterricht ist durch eine starke Lobby zu einer Art Politik- und Wirtschaftsunterricht verkommen. Die Lehrerinnen und Lehrer haben überhaupt nicht die Zeit und das entsprechende Curriculum, um an den Schulen soziologisches Wissen zu vermitteln. Die Erstsemester, die dann an die Uni kommen, haben keine Diskussionskultur kennengelernt oder soziologische Fragestellungen bearbeitet oder auch nie eine einfache Grafik lesen gelernt, können aber das politische System Deutschlands auswendig.

Janna Teltemann: Dazu bräuchten wir eine zweite Podiumsdiskussion. Ich denke, das sind zwei unterschiedliche Herausforderungen. Einerseits ist zu fragen, wie können wir die Lehrerinnen und Lehrer unterstützen, den Berufsalltag bis zur Rente auszuhalten, nicht Bildungsungleichheit zu reproduzieren und damit bessere Lehrkräfte zu werden. Zum anderen besteht die Aufgabe, die Schüler zukünftig zu den besseren Studentinnen und Studenten und aufgeklärten Bürgern zu machen. Das haben wir nicht diskutiert.

Heinz Bude: Es ist auch eine politische Auseinandersetzung. In Hessen heißt das Schulfach nicht mehr politische Weltkunde oder so, sondern Politik und Wirtschaft. Das ist ein wichtiger Punkt, dass man da interveniert und auch nicht aufhört, zu intervenieren. Zwischen Politik und Wirtschaft liegt die Gesellschaft und das ist die Soziologie. Ich habe den Eindruck, in den politischen Administrationen wird dieses Problem mittlerweile gesehen. In diese Lücke muss man nochmal offensiv freundlich hineingehen und sagen, das ist in der Anlage vielleicht die falsche Idee.

Annette Treibel: In den Anfängen des Arbeitskreises »Soziologie und Schule« haben wir festgestellt, dass es müßig ist, Soziologie als Unterrichtsfach zu implantieren. Dass das eine Baustelle ist, die zu groß ist. Da sind die Würfel in Richtung anderer Fächer gefallen. Es muss deshalb darum gehen, sich in dem zu platzieren, was vorhanden ist. Es gibt ja KMK-Beschlüsse und durchaus eine stärkere Offenheit und ein sehr starkes Nachfragepotenzial und ein Interesse an soziologischem Wissen. Wie ich vorher schon gesagt habe, haben wir vielleicht zu wenige Schultern, auf denen das ruht.

Aber diese Diskussion zu Medien und Öffentlichkeit und Soziologen in der Öffentlichkeit werden wir hier nicht nochmal genauso lange diskutieren dürfen, oder?

Reiner Keller: Die Diskussion heute soll nicht die zweite und letzte Veranstaltung zu der Thematik sein. Wir wollen diese Themen setzen und sie vor allem im Fach wieder auf die Agenda bringen. Die Philosophie hat zum Beispiel einen Philosophie-Bus, der mit Finanzierung der Bundeszentrale für politische Bildung über Land fährt und Philosophie vor Ort anbietet. In solchen Dingen ist die Soziologie sehr zurückhaltend gewesen. Das betrifft auch die Frage, wie diese Verschiebung in Richtung Wirtschaft und Politik zustande kommt. Es gibt Kolleginnen und Kollegen, nicht unbedingt aus der Wirtschaftslobby, sondern aus der Politikwissenschaft, die viel aktiver sind und sich einmischen. Wenn diese Entwicklung als Problem wahrgenommen wird und diese Tendenz aufgebrochen werden muss, dann könnte das für uns der Punkt sein, um hoffentlich einen Fuß oder besser beide Füße in die Tür zu bekommen, um diese Entwicklung zu korrigieren.

Frage aus dem Publikum: Ich freue mich, dass die DGS das Anliegen hat, dass die Soziologie stärker in die Öffentlichkeit und relevante Praxisfelder tritt. Das ist begrüßenswert. Eine Sache, die ich besonders interessant fand, war die Idee mit dem Kanon und den Basics, die man dafür benötigt. Kann mir jemand von Ihnen sagen, wie dieser Kanon aussehen könnte, was diese Basics wären? Herr Kieserling hat es angedeutet, wenn drei Soziologen am Tisch sitzen, gibt es vier Meinungen. Diese Meinungen der Kritiker sind auch ein bisschen Ausdruck der Schwäche des Faches. Das Sendungsbewusstsein, mit dem die Soziologie hier sehr selbstbewusst präsentiert wird, und der Mangel an belastbarem Wissen, belastbaren, empirisch geprüften Konzepten klaffen meines Erachtens auseinander. Diese Kluft ist heute nicht richtig wiedergegeben worden.

André Kieserling: Man könnte sich ja vorstellen, dass auch die schwierige Frage der Kanonbildung an Schwierigkeit verliert, wenn man sich klarmacht, dass es in den Außenkontakten des Faches um bestimmte Funktionen geht, die nicht in dem Maße besser erfüllt werden, in dem die wissenschaftliche Qualität eines Textes anwächst. Die Themenwahl für die Erstsemesterveranstaltungen ist ein schon erwähntes Beispiel dafür. Ein anderes wären die Massenmedien, die sich nur für unsere Zeitdiagnosen, aber nicht für unsere Gesellschaftstheorien interessieren. Also sollte jeder Soziologe froh sein, dass es Zeitdiagnostiker gibt, auch wenn er solche Texte weder lesen noch schreiben möchte, weil sein Fach medial andernfalls einfach überhaupt nicht stattfinden würde.

Heinz Bude: Ich bin da optimistischer, weil wir auch Zwänge in der Ausbildung haben. Als ich an der Universität Kassel angefangen habe zu lehren, gab es viele Kolleginnen und Kollegen, die im Grunde *ihre* Soziologie vertreten haben. Ich habe damals gesagt, wenn wir eine Bachelor/Master-Logik hier haben, geht das nicht mehr. Wir müssen uns in den Grundkursen auf einen bestimmten Kanon einigen, weil es von der Logik der neuen Studiengänge vorgegeben wird. Wir waren der erste Soziologie-Standort in Hessen, der die neuen Studiengänge eingeführt hat. Ich wollte diese neuen Studiengänge haben, weil ich die Disziplinierung durch die Studiengänge wollte, um den Kollegen zu sagen, ihr müsst Euch jetzt mal auf *conventional wisdom* konzentrieren. Und wenn ihr das nicht macht, dann haben wir eine schlechte Ausbildung. Nach und nach ist es auch so gekommen. André Kieserling hat es gerade schon gesagt, es ist eine Logik des Aufbaus vom Elementaren hin zum Differenzierten. Das ist auch eine Logik, die wir in der Ausbildung haben. Ich glaube auch, dass ich mich mit den Kollegen, die ich hier so sehe, selbst mit André Kieserling, in drei Stunden auf Elemente eines solchen Kanons einigen könnte.

André Kieserling: Herr Bude, auch wenn Ihnen das jetzt vielleicht nicht passt, wir sind uns soziologisch gesehen sehr ähnlich. Wir sind auf ähnlichen Positionen, insofern ist die Einigungschance nicht so erstaunlich. Aber wir repräsentieren nicht die Breite des Faches.

Frage aus dem Publikum: Ich möchte eine Frage aus studentischer Sicht stellen. Bereits beim DGS-Kongress in Bamberg hatte man das Gefühl, dass die Soziologinnen und Soziologen, die Vorträge halten, sehr an ihrem Prestige arbeiten und »gut dastehen« wollen. Ein Ansatzpunkt für eine öffentliche oder geöffnete Soziologie wäre für mich, dass man am *wording* arbeitet und das Ganze lesbar macht. Vielleicht würde mich Luhmann interessieren, wenn ich ihn dechiffrieren könnte. Es wirkt teilweise so, als ob man sein *standing* in der Soziologie schaffen muss, und das dann mit verteidigt und mit einem Jargon um sich wirft, der für Studierende unverständlich ist. Und man hat das Gefühl, es handelt sich um eine geschlossene Soziologie, und man braucht lange, um da reinzukommen. Ich glaube, es wäre schon ein Ansatz, dass man die Soziologie für die Semiöffentlichkeit der Studierenden öffnet.

Heinz Bude: Wir sind hier auf einem Fachkongress. Es ist kein Kongress für öffentliche Soziologie, und da muss es schon auch Veranstaltungen für Spezialgebiete geben, in denen man vielleicht ein bisschen Gleichmut entwickeln muss, weil man am Verständnis scheitert.

Replik aus dem Publikum. Mir ist schon klar, dass das ein ganz anderes Niveau hat. Nur glaube ich, dass man Intellektualität auf einem höheren Niveau durchaus in einer Sprache ausdrücken kann, die nicht nur für einen gewissen Prozentsatz der Leute verständlich ist.

Reiner Keller. Da werden wir jetzt nicht völlige Einigkeit erzielen können, da wir am Ende der Veranstaltung angekommen sind. Ich danke Ihnen allen für Ihr Kommen. Ich danke den Gästen auf dem Podium für ihre Beteiligung. Ich hoffe, Sie nehmen Irritationen mit oder Überraschungen, Ideen – Gleichmut vielleicht auch –, und ich wünsche Ihnen noch einen schönen weiteren Kongress.